

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 155.

Bromberg, den 11. Juli

1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von Fritz Mauthner.

Copyright bei Ullstein & Co., Berlin-Wien.

(Nachdruck verboten.)

Schluss.

Raum war Katschenka verschwunden, als Anton hinzueilte und mit beiden Händen den Hammer faßte. Er hatte den Wunsch, das Kloster wach zu pochen, Sturm zu läuten und das Landvolk herbeizurufen zur Rettung des armen Mädchens. Es war ja nicht möglich! So viel Jugend, Schönheit und Liebreiz sollte hinter Klostermauern verkümmern! Sollte sein Leben hinopfern im knechtischen Dienste, sollte Gebete plärren und Verbrecher pflegen. Das Mädchen, das er liebte — wie sehr, das wußte er jezt! — das war begraben für immer, und wenn sie zurückwollte unter die Lebenden, so war es zu spät, der Sargdeckel war zugepflogen.

Da sah er, wie aus dem nahen Kerkertor ein Zug von Sträflingen, an ihrer Seite Schwester Barbara, friedlich an die Arbeit ging. Erschüttert ließ er den Hammer sinken.

Wie himmlisch froh Schwester Barbara dreinblickte, wie zuversichtlich die Verbrecher. Als lebten sie in einer Welt, wo es keinen Haß gibt, nicht einmal den immer neu gewekten Völkerverhaß. Wo es keine Leidenschaften gibt. Wenn Katschenka auch so himmlisch froh werden könnte wie Schwester Barbara! Wenn Katschenka durch die unsichtbare, heilige Kirche den Seelenfrieden wiederfinden könnte, den die unheilige sichtbare Kirche ihr hatte rauben helfen! Anton fühlte etwas wie Glaubenssehnsucht.

Er konnte sich vor Erschöpfung kaum aufrecht halten und wankte nach Oberndorf zurück. Noch pfliff ein kühler Wind über den Hügel, aber der wolkenlose Himmel versprach einen schönen ersten Mai. Schon begegnete Anton im Walde einzelnen Familien, welche nach alter Sitte den Tag von Sonnenaufgang ab im Grünen zu verbringen gedachten. Man blickte den einjamen, blassen Wanderer, der barhaupt dahinschlich und dessen Narbe auf der Stirn wie ein dem Ermordeten aufgedrücktes Kainszeichen des Bruderkrieges erschien, aus scheinbarer Entfernung an. Er brach fast zusammen, als er in Oberndorf bei dem Vorstände des Schulvereins Raft fand.

Er warf sich auf ein Sofa nieder und wollte nichts hören und nichts erzählen. Sein Gastfreund hatte bereits ein Gerücht von der Untat in Blatna vernommen; man hatte den Gegenbauer tot gesagt.

Erst gegen Mittag kam Anton wieder zu sich. Er trank ein Glas Wein, gab kurzen Bericht und verlangte nach Hause.

Während ein Wagen angespannt wurde, vernahm er noch, daß der Terrorismus der gräßlichen Beamten einige Wähler abgeschreckt habe. Für den deutschen Kandidaten waren in der deutschen Stadt fünf Stimmen weniger abgegeben worden als bei der letzten Wahl.

Der Vorstand des Schulvereins raufte sich das Haar. Bitter lächelnd bot Anton um einen Zettel für die Wahl.

Dann fuhr er rasch in der leichten Brittschka nach Hause. Nach seinem Hause, das nicht mehr stand.

Schon von weitem sah er einen großen Menschenhaufen die Unheilstätte umstehen. Es sah aus, wie damals auf der Volksversammlung. Die Turner und die anderen Vereine hatten sich dem Wahltage zu Ehren in ihre Kostüme geworfen und waren dann, als die Schreckenskunde die Stadt durchlief, so wie sie waren, hinausgeekft. Dicht neben der Fabrik sprang Anton vom Wagen. Als er sichtbar wurde, kam eine ungeheurere Bewegung in die Menge, und plötzlich brachen alle in ein stürmisches „Slawa!“ aus.

Trotz der Versicherung Tomeks, daß der gnädige Herr vor dem entscheidenden Augenblicke das Haus verlassen habe, glaubten ihn alle unter den Trümmern begraben. Wie von einer Blutschuld befreit atmeten sie auf, da er lebendig unter ihnen erschien. Der Bezirksrichter fiel ihm um den Hals und versicherte ihm in deutscher Sprache, daß das Gesetz die Schuldigen unerbittlich treffen würde. Schon habe man die Spur des Mörders; er habe einen Mantel am Ort der Tat zurückgelassen, und ein Arbeiter habe ihn bei Nacht gesehen.

Mit Rührung und doch wieder mit wildem Zorn trat Anton näher heran und betrachtete das Bild der Zerstörung. Das Truhhaus des Vaters war in sich selbst zusammengestürzt und bildete einen wüsten Trümmerhaufen. Nur die Vorderwand war zum Teil stehengeblieben. Zeit standen die Pfosten. Und zwischen ihnen trug das Fachwerk trotzig die Inschrift:

„Ein deutsches Herz, ein deutsches Haus
Sie bleiben fest in Sturmgebraus!“

Die Regengüsse der Nacht hatten etwas von dem Schmutze abgewaschen.

Anton dankte dem Bezirksrichter kühl für seine Bemühung, gab seinen Beamten einige Befehle und schritt dann, noch immer barhaupt, festen Fußes in die Stadt hinunter. Hunderte folgten ihm und wie im Triumphe kam Anton Gegenbauer vor dem Rathause an, wo die Wahlhandlung vor sich ging.

Die Straßenjungen hatten am Morgen die Glascherben, die um das zertrümmerte Haus des Gegenbauer lagen, in irdenen Töpfen gesammelt und vollführten damit unter den Lauben einen Höllensärm.

Bei Anton's Herannahen bildeten sie vor ihm eine Gasse und klirrten ihm mit den Scherben um die Ohren, bis die nachfolgenden Bürger sie mit Schlägen auseinandertrieben.

Anton schritt ruhig hindurch und betrat das Rathaus.

Oben herrschte eine gedrückte Stimmung. Man glaubte noch allgemein an Gegenbauers Tod und wagte nicht laut zu sprechen unter dem Banne der Blutschuld. Auch hier waren von den Tschechen weniger Stimmen als sonst abgegeben worden.

Am grünen Tische hinter der Wahlurne saßen der Brauer, der Kaufmann und Svatopluk Profop. Svatopluk sah drein wie ein Totenkopf, dem man einen roten Schnurrbart angeklebt hat. Er hatte seit dem Morgen seinen Platz nicht verlassen, doch so oft er ein Wort hervorbringen wollte, kam nur ein heftigeres Nöcheln heraus; er griff mit den

Fingern nach dem Halse und schaute sich um, als würde ihn jemand. Er saß allein. Die andern waren von ihm abgerückt.

Es fehlten nur noch wenige Minuten, dann war es zwei Uhr und die Wahlhandlung vorüber. Plötzlich erdröhnten die Treppen, als rückte eine Kompagnie Soldaten hinauf. Svatopluk fiel hinten über in den Stuhl und schloß die Augen. Da ging die Türe auf und unter einem Aufseher der Überraschung aller Wähler, die den Raum füllten, trat Anton ernst herein, hinter ihm eine laute Schar.

Anton schritt bis an den Tisch heran und überreichte seinen bläulich schimmernden Zettel feierlich nach eintigem Zögern dem zuckenden Svatopluk, der den Feind aus brehenden Augen anstarrte. Der Brauer nahm den Zettel mit einer unsicheren Verbeugung und warf ihn in die Urne.

Dann wurde es still im Raume. Svatopluk bewegte den Mund wie zum Sprechen. Die Muskeln seiner Hände klafften, sein Mund verzog sich, wie wenn ein Kind weint, aber kein Ton drang aus seiner Kehle. Hatte er den Feind verfehlt und sein Kind allein ermordet?

Da fühlte Anton Erbarmen und sagte leise:

„Ratschenka ist im Kloster der barmherzigen Schwestern, ich habe sie dorthin geleitet.“

Svatopluk machte eine heftige Bewegung, als wollte er Anton zu Füßen sinken; aber er stürzte nur seitwärts zu Boden und murmelte, während seine Brust wie im Kampf sich hob und senkte:

„Herr Gott, ich danke dir!“

Während sich noch die Umstehenden bemühten, ihm auf die Beine zu helfen, schlug auf dem Kirchturm die Uhr. Der Brauer erhob sich und sprach:

„Die Wahlhandlung ist geschlossen; schreiten wir jetzt zum Skrutinium.“

Gegen Abend wurde Svatopluk, der völlig gelähmt schien, von kräftigen Männern nach Hause getragen. Der Lehrer schleppte die Krücken nach. Als der traurige Zug im vden Hause angelangt war und man den Hausherrn auf die Ofenbank niedergelegt hatte, rief der Lehrer laut, daß es schalte:

„Du kannst dich zeigen. Baboj.“

Baboj trat finster aus der Scheune und schritt bis an die Schwelle des Hauses.

„Sei nicht so ängstlich,“ sagte der Lehrer leise zu ihm, „das Blatt hat sich gewendet. Deine Schwester ist im Kloster, und aus Prag ist ein langes Telegramm an den Bezirksrichter gekommen. Das blühende Blut der Schwester Barbara ist geküht, die Untersuchung wird niedergeschlagen, die Sträflinge allein haben alles getan.“

„Und mein Vater?“ fragte Baboj dumpf.

„Der arme Mann!“ antwortete der Lehrer. „Man hat ihn im Verdachte gehabt. Man wollte seine Kleider gefunden haben. Alles war erlogen. Die Kleider sind verschwunden. Niemand weiß von etwas. Es wird ein entlassener Arbeiter aus dem Gebirge gewesen sein. Nur . . . der Vater wird's nicht lange mehr treiben, sagt der Doktor.“

Baboj blickte zu Boden, dann sprach er:

„Nicht wahr, die Wahl ist wieder deutsch ausgefallen? Sage meinem Vater, daß ich ihn nicht wiedersehen kann. Ich gehe nach Prag, ins große politische Leben, und will mich verbrauchen lassen. Ich kehre nicht mehr nach Blatina zurück.“

„Niemand?“

„Gewiß nicht, solange hier der Gegenbauer-Anton lebt, der letzte Deutsche von Blatina, wie wir ihn höhnisch genannt haben. Ich habe ihn von Jugend auf gekannt. Er ist keine streitbare Seele. Er ist gar kein Politiker, gar nicht ein bißchen schlau. Er ist heute noch fast wie ein Knabe. Und doch — ich sage dir, wenn alle Deutschen in Böhmen nur so lebten wie er, die Zukunft wäre dann nicht unser.“

—: Ende. —:

Die „Nachtreiterinnen“ von Ohio.

Zugendwächterinnen und Verbrecherinnen. — Maskerade und bitterer Ernst. — Ein Zufall rettet zwei Opfer.

Von Harris Bradett-Buenos Aires.

Der Mummenschanz des Ku Klux Klan, jenes Geheimbundes amerikanischer Überpatrioten, ist, nachdem er lange genug Unruhe gestiftet hatte, fast reiflos in der Verfertigung verschwunden. Leider kann nicht das Gleiche von den vielen kleinen Horden behauptet werden, die dem berühmten Vorbild nachäffen, deren Tüchtigkeit aber noch ungleich gefährlicher und verwerflicher ist als die des Ku Klux Klan.

So treiben augenblicklich in Ohio die „Nachtreiterinnen“ ihr Unwesen. Die anscheinend überlehrbaren Damen, die mit Unterstützung einiger Männer diesen Geheimbund bilden, haben den Schutz der Tugend ihrer Mitbürger von Ohio zu ihrer Aufgabe gemacht, obwohl sie von niemandem, am wenigsten von den Behörden, darum gebeten wurden. Außerdem sind ihre Ansichten über Moral, soweit aus ihren bisherigen „Urteilsprüchen“ geschlossen werden darf, ganz und gar nicht zeitgemäß, sondern noch mehr als veraltet.

Gewöhnlich treten die Nachtreiterinnen nach Eintritt der Dunkelheit hoch zu Ross auf. Sie tragen lange, schwarze Kapuzenmäntel, hinter denen nur die Augen erkennbar sind. Ein aufgesteckter Totenkopf und gekreuzte Knochen sollen zeigen, daß sie es mit ihrem Richterum von eigenen Gnaden ernst meinen. In Wirklichkeit sind aber die Jugendwächterinnen nichts anderes als Verbrecherinnen, die sich dem Geheimbund anschließen, um ungestrast an persönlichen Feinden Rache üben zu können, oder Sensationslüsterne, die ihre Nerven aufspeitschen möchten. Beide bilden für die menschliche Gesellschaft eine gleich große Gefahr.

Diese bittere Erfahrung mußten vor kurzem ein junger Mann und eine unlängst verheiratete Frau aus dem Städtchen Barton machen. Lester Berry hatte seine Braut und deren Freundin, Frau Wheeler, zu einer Spazierfahrt im Kraftwagen eingeladen und kehrte mit ihnen kurz nach Eintritt der Dunkelheit nach Barton zurück. Der Wagen hielt gerade vor Frau Wheelers Hause, als eine lange Schlange schwarzbehängter Autos herankroch und die verblichsten jungen Leute umstellte. Schwarze Kapuzenträger sprangen aus den Wagen, stürzten sich auf die Überraschten und schleiften sie nach einem der unheimlichen Fahrzeuge. Lester Berrys Braut konnte sich losreißen, die Haustür aufsperrten und hinter sich ins Schloß werfen.

Die Kapuzenträger fuhren mit ihren beiden Gefangenen in die Nacht hinaus. Nach längerem Hin und Her wurde ein Wald erreicht. Die Wagenkolonne hielt, Berry und Frau Wheeler wurden unter einen Baum geschleppt, Fackeln leuchteten auf, und ein Mann, der die Horde der Jugendwächterinnen zu leiten schien, erklärte die Gerichtsitzung für eröffnet. Er trat selbst als Ankläger auf und behauptete, die beiden Gefangenen hätten durch ihr gemeinsames Spazierenfahren die Moral schwer verletzt. Der Einwand, daß Frau Wheeler gerade mit Rücksicht auf die Klatschmäuler von Barton das Brautpaar begleitet hatte, wurde vollständig übergangen. „Schuldig“, murmelte nach kurzer Scheinverhandlung der Chor der Kapuzenträgerinnen. Dann trat der Führer an die Gefangenen heran: „Ihr seid recht und billig verurteilt und schuldig befunden worden. Ihr werdet verurteilt, am Halse aufgehängt zu werden, bis Ihr tot seid.“

Lester Berry lachte angesichts der Albernheit des Verfahrens laut auf und dachte an einen schlechten Scherz. Frau Wheeler war weniger wohl zu Mute, weil sie wußte, daß ihr die Klatschweiber von Barton nicht gewogen waren. Aber auch ihr kam es nicht in den Sinn, daß die Nachtreiterinnen den üblen Scherz bis zu Ende führen könnten. So wehrten sich beide nicht, als sie gebunden und unter einen starken Ast gestellt wurden. Selbst als die Nachtreiterinnen zwei Stricke über den Ast warfen und den jungen Leuten die Schlingen um den Hals legten, dachten diese noch nicht, daß die Jugendwächterinnen ernst machen wollten. Deshalb beantworteten die beiden „Verurteilten“ die Frage des Führers: „Wollt Ihr vorher beten?“ mit einem ärgerlichen „Nein!“

Dann kam den Entsetzten plötzlich zum Bewußtsein, daß es doch um ihr Leben ging. Je drei Kapuzenträger, dar-

unter auch der Führer und Richter, ergriffen die Stricke und zogen daran. Die Schlingen schlossen sich eng um die Kehlen der „Verurteilten“. Die wollten schreien und konnten nicht.

Die beiden Opfer hatten schon beinahe die Besinnung verloren, da gelang es Berry in seiner verzweifelten Wut, den Führer kräftig gegen die Schulter zu treten. Dem Verbrecherhauptmann fiel die Kapuze vom Kopf. Durch die Reiben der Nachreiterinnen ging eine sichtliche Bewegung des Erstaunens. Am meisten überrascht und erschrocken war der Führer selbst. „Laßt sie herunter!“ schrie er in höchster Erregung und zog die Kapuze wieder über den Kopf.

Als Berry und Frau Wheeler sich einigermassen vom Entsetzen erholt hatten, lagen sie beide auf der Erde unter dem Baum. Die Stricke waren verschwunden. Vor ihnen stand der Führer: „Wir haben Euch nur zur Strafe erschrecken wollen. Schweigt über alles, was hier vor sich ging, sonst werden wir das heutige Todesurteil doch noch an Euch vollstrecken.“ Dann verschwand die unheimliche Kraftwagenkolonne in der Nacht.

Trotz der Drohung zeigte Berry am nächsten Tage den Überfall dem Staatsanwalt an. Auch dieser war der Ansicht, daß nur der Fußtritt des jungen Mannes und die Entlarvung des Führers, die beiden „Verurteilten“ vor dem Tode bewahrt hatten, weil der Verbrecherhauptmann wußte, daß er von seinen Spießgesellinnen erkannt worden war, und fürchtete, eine von ihnen könne einst plündern und ihn verraten. Der Staatsanwalt ordnete die Untersuchung an, und eine Reihe von Opfern der Nachreiterinnen, die bisher aus Angst geschwiegen hatten, meldete sich.

Eine Frau, die angeblich durch ihr freies Benehmen das Mißfallen der Jugendwächterinnen hervorgerufen hatte, war von diesen überfallen, geteert und gefedert worden. Einen Reiter, der seine Augen zu einem weißen Mädchen erhoben haben sollte, schlugen die Nachreiterinnen halbtot und luden ihn dann außerhalb des Staates ab. Zwei Kaufleute waren unter einem nichtigen Vorwand auf einen Friedhof geschleppt, dort nach einem komödiantischen, von allen möglichen Schreckmanövern begleiteten „Verfahren“ gepeitscht und dann gezwungen worden, Ohio für immer zu verlassen. Eine Reihe von Personen war geteert und gefedert worden unter der Beschuldigung, Klüsterstuben besucht oder anderweitig Alkohol getrunken zu haben. In allen Fällen war aber zweifellos persönliche Rache einer der Nachreiterinnen der eigentliche Beweggrund zur „Bestrafung“.

Der Staatsanwaltschaft ist es bisher gelungen, einige dieser Verbrecherinnen festzustellen. Die weitere Untersuchung stößt aber auf starke Hindernisse, weil die Nachreiterinnen infolge ihrer Maskerade sich unter einander nicht kennen und weil bisher keine der Verhafteten nähere Angaben über ihre Spießgesellinnen machen konnte oder wollte.

Schatten in der Nacht.

Skizze von Max Geißler.

Es sind etliche Jahre darüber vergangen — erzählt mir James Dickens der Kanadier, der solch ein wundervolles „Seemannsgarn“ zu spinnen weiß — da beraubten in Ostcolorado zwei Banditen eine Bank um 100 000 Dollar.

Nach der Tat verschwanden sie. Es war, als habe sie die Erde eingeschluckt. Sie waren wohl entkommen in jene menschenleeren Wälder und Steppen, die man heute kennt unter dem Namen Moffat County. Die Bank setzte eine erhebliche Belohnung aus auf ihre Köpfe. Vergeblich.

Etwa sechs Jahre später nahmen die Viehhäuser und Cowboys mit ihren Herden die Straße auf, die gegen Moffat County führt; denn es liegen dort Weidestriften in erheblichem Umfange zwischen heimlichen Flüssen und Wäldern. Und nun dauerte es nicht lange, da fing die Gegend an, sich zu bevölkern.

In dieser Zeit fanden die Cowboys eine seltsame Fährte. Die Spur eines Menschen — zweifellos. Aber nicht eines Menschen, der Schuhe trug, und auch nicht eines, der barfuß ging. . . Seltsam! Das Rätsel schien unlösbar, bis eines Tages . . .

Nun, eines Tages hatte sich ein Cowboy verritten, trabte dahin zwischen Felsgebirg und Urwald; da bemerkte er eine Gestalt, die war in Lumpen gehüllt und trug an den Füßen Hüllen aus Baumrinde, unterhalb wohl bebreitet, und festgebunden mit dünnen Wurzeln.

Der Cowboy konnte sich nicht in ein Gespräch mit dem Menschen einlassen. . . . War das ein Mensch? Er konnte ihn nicht einmal beobachten; denn kaum vernahm der andere die Hufstritte, verschwand er in den Büschen — ging darin unter wie ein Schatten. Der Reiter konnte nicht folgen, aber die geheimnisvolle Fährte war von Stund an erklärt.

Das Rätsel selbst freilich nicht. Warum lebte jener Mann wie ein Tier in der Wildnis? Außerhalb jeder menschlichen Gemeinsamkeit?

Just um die gleiche Zeit machten die Viehzüchter und Cowboys die Wahrnehmung: es fehlten hin und wieder Kleidungsstücke und Nahrungsmittel in den kleinen Speichern, die an den Rändern der Triften errichtet waren. Was verschwand, war kaum der Rede wert. Und die Hirten hätten gar nicht hingesehen, wenn da nicht die Fährte der beschuppten und bebreiteten Füße gewesen wäre!

Sie lagen auf der Lauer — viele Nächte. Das Schattenbild, das jenem Cowboy begegnet war, strich wohl einmal durch das Dunkel; lautlos, gespensterhaft. Aber haschen ließ es sich nicht. Unangreifbar schien's — wie jene Räuber, die den Sack mit den 100 000 Dollar aus der Bank geschleppt hatten.

Der Winter kam. Die Vorräte in den Speichern der Triften wurden in die Magazine des Ranches gebracht. Der „Schatten in der Nacht“ war vergessen. Viele der Cowboys verspotteten ihren Gefährten, der die Spukgeschichte aufgebracht hatte. Jedemoch: wie der Frühling kam und die Steppenweide begann, da mußten sie sehen: der „Schatten in der Nacht“ war da und trieb sich in geheimnisvollen Wanderungen um die Triften.

Einmal bemerkten ihn etliche Hirten, die um Mitternacht durch ein Geräusch geweckt wurden.

Das Geräusch kam von dem Platz, an dem sie Sättel aufgestapelt hatten. Ein Schatten strich um diese Sättel, kaum lauter als der Wind, der durch die Halme gleitet. Der Schatten neigte sich, betastete einen Sattel nach dem anderen. Und zwischendurch schaute er in die Richtung des Zeltes, in dem die Hirten schliefen.

Wie sie sich von ihrem Staunen erholt hatten, sprangen sie hinaus. Aber jener . . . gleich einem Hirsche jagte der über die Trift, trotz der bebreiteten Schuhe, und verschwand in der Finsternis.

Auch in anderen Nächten bemerkte man ihn; auch um die Sattelstapel auf benachbarten Triften machte er sich bemerkbar. Immer nur um die Sättel! Und doch fehlte am Morgen keiner.

Da beschloßen die Cowboys, den Gespenstermann in die Falle zu locken. Zwei von ihnen bereiteten ihr Lager zwischen den Sätteln und hielten ihre Revolver in Reichweite.

Die Finsternis fiel. In der hohen Nacht erschien der Waldmensch — wie ein Schatten strich er daher; tastete an den Polstern der Sättel; und einmal klagte er, leis wie der Nachwind, der um die Stämme streicht.

Da sprangen die Hirten empor — „Halt! Halt!“ — und ergriffen ihn. Mit Fackeln eilten die anderen aus dem Zelt herbei. Aber, oh, es war nichts zu fürchten von diesem! Denn er lief einem Traumbild nach — „durch tausend Nächte“, sagte er.

„Einem Traumbild von Sätteln? Wie denn das?“

Da erfuhren sie: der Mann war einer der beiden Bankräuber. Doch sein Gefährte hatte eines häßlichen Tages die ganze Beute in das Polster seines Sattels genäht und zwar geflohen. Der Einsame im Urwald aber war an dem Berat von Sinnen gekommen! Wie ein Tier hatte er seitdem gelebt in der Wildnis und hatte gelebt in der verrückten Hoffnung: in irgendeinem Sattel müsse er den verlorenen Schatz entdecken!

Nun, nachdem ihm auch diese Hoffnung entflohen war, strich er noch eine kleine Zeit zwischen den Herden und Hirten und erzählte seine Geschichte. . . immer die eine. Und eines Tages lag er draußen auf der Trift und war tot.

Rufruf.

Feldüber läutet ein blauer Sang,
ein harfendunkler Viederklang,
in erdennahen Tagen
Ruf — fuf — — Ruf — fuf — —
Waldferne schüttet Afforde aus,
Frühwind trägt über Busch und Haus
das ruhelose Schlagen
Ruf — fuf — — Ruf — fuf — —

Mahnruf, an dem die Frage hängt:
Welch' Leben ist mir noch geschenkt?
Zähl' atemmüde lange!
Ruf — fuf — —
Ein Jahr? — und schon dem Tod geweiht,
da mir doch erst das Leben mait?
Ruf', mache mich nicht bangel
Ruf — fuf — — Ruf — fuf — —
Ruf — fuf — — — — —

Hans Viehold.

Der Ehrenpokal.

Von Walter Rütt.

„Nein, nein — unsere Gastwirtschaft ist nichts für meinen Walter; Maschinenbauer soll er werden. Das ist einträglicher.“

So hörte ich — wahrhaftig — meine Mutter einmal zu einem Gaste sagen. Sie blickte dabei verloren in die Ferne und strich voll Zufriedenheit die blaue Schürze mit den großen Tupfen glatt.

Mein Vater sagte zu diesem Plan sein Ja und Amen, auch ich war damit zufrieden. Es wäre auch wohl alles so geworden, wenn nicht das Klubzimmer gewesen wäre; wenn es nicht ein Radfahrerverein gemietet hätte; wenn ich nicht so oft in diesem dickrauchigen kleinen Raum herumgestanden hätte, mit Interesse den Reden der Funktionäre folgend. Und wenn ich von den heimlichen Sympathien meines Vaters für den Rennsport nichts gewußt hätte.

Ich habe aber nicht nur die Reden gehört, ich bin sogar — Mutter durfte davon nichts wissen, Radfahrvereine hatten für sie nur die eine Daseinsberechtigung: Klubzimmer zu mieten — auf einem geliebten Rad in manchem kleinen Straßenrennen mitgefahren. Ja, ich bin, obwohl meine Konkurrenten älter waren, recht gut mitgekommen, einmal konnte ich sogar als Erster durchs Ziel sausen. Welche Selbsteigenschaft!

Das Schuljahr ging zur Reige, das Osterfest 1900 kam heran, mein Vater hatte das Schulgeld an das Technikum in Wittweida, wohin ich gleich nach dem Fest kommen sollte, bezahlt. Mutter war schon mit den Reisevorbereitungen beschäftigt, da sprach eines Abends der Vater zu mir: „Jetzt mußt du bald fort — du wirst viel entbehren müssen!“

„Vater, ich hab eine große Bitte, schenk mir ein Rad — dann bin ich doch nicht so ganz allein.“

Nach kurzer Überlegung: „Hör mal, wenn du zu Ostern ein tadelloses Zeugnis bringst —“
Und ich bekam das Rad.

Ostersonntag, zur feierlichen Einweihung, hatte ich mit meinen sechzehneinhalb Jahren insgeheim zu einem Rennen auf der alten Kölnner Radrennbahn genannt. Ich mußte mich von Hause fortschleichen.

Mein erstes Rennen auf einer Bahn! Es hätte mein letztes sein können. Aber: ich fahre mit Feuereifer, trete wie ein Besessener die Pedale — sehe nichts als gekrümmte Rücken vor mir — ich komme ihnen immer näher — ziehe an ihnen vorbei — und gewinne!

Voll Stolz über diesen Triumph, und doch zitternd vor Angst, mache ich mich auf den Heimweg, den großen silbernen Ehrenpokal fest an mich gepreßt.

Was sollte ich nur der Mutter sagen? Heimlich im Garten, in einem stillen Winkel, wollte ich die Trophäe vergraben und warten auf eine günstigere Zeit, da ich mich offen zu meinem Siege würde bekennen dürfen. Meine Mühe war vergebens, denn am folgenden Tage stand in allen Zeitungen. Und meine Mutter, meine Mutter, beglückwünschte mich. Sie war stolz, sehr stolz auf mich.

Wahrhaftig, einem Zufall, diesem Ostersonntag, verdanke ich es, wenn ich — statt bestenfalls mittelmäßiger

Maschinenbauer — Weltmeister und wiederholt deutscher Meister geworden bin. Und die deutschen Farben auf den Bahnen in London, Paris, Rom, Brüssel, Mailand, in Nord- und Südamerika zum Siege führen durften!



Bunte Chronik



* Es ist schon alles einmal dagewesen. Es war einmal, zur Regierungszeit Seiner Heiligkeit des Papstes Innozenz XI. Von 1676 bis 1689. Der Kirchenfürst lehnte sich gegen die schamlose Damenmode auf. Die Frauen trugen nicht nur Bubliköpfe, sondern einen regelrechten Herrenschnitt, woraus klar hervorgeht, daß es in der Tat nichts Neues unter der Sonne gibt. Außerdem ließen die schamlosen Schönen mit unbedeckten Armen herum. Woraus andererseits hervorgeht, daß sie ähnlich veranlagt waren, wie die mondäne Frau des zwanzigsten Jahrhunderts. Und ähnlich wie die Front der Ehrfamen heutzutage gegen die Auswüchse der verrückten Damenmode weittert, versuchte es der Papst zunächst ebenfalls mit dem geschriebenen Wort, indem er von einem Mönch ein Buch gegen die „unsittlichen Sitten“ schreiben ließ. Das half wenig, und so sah sich Innozenz genötigt, zu radikaleren Mitteln zu greifen: Sämtliche Männer, die es zuließen, daß ihre weiblichen Angehörigen mit nackten Armen und herrenähnlicher Frisur herumkamen, wurden mit einer empfindlichen Geld- oder gar Gefängnisstrafe bedroht. Wenn nun Innozenz glaubte, den „Schamlosigkeit“ auf diese Weise Einhalt gebieten zu können, so kannte er die Frauenpsychik schlecht. Die Herzlosen hatten nichts dagegen, daß ihre Männer, Väter und Brüder bestraft wurden, und huldigten wie zuvor ihren modischen Gelüsten. Aber der Fall lehrt auch wieder die Vergänglichkeit alles Irdischen und damit auch des Bublikopfes, der keineswegs, wie Leute, die die Geschichte nicht kennen, wahr haben wollen, nun für immer beibehalten werden wird.

* „Cocktailseuche“ in Frankreich. Die medizinische Akademie erläßt eine ernste Warnung an das französische Volk, sich vor der immer mehr um sich greifenden „Cocktailseuche“ in acht zu nehmen. Es handelt sich dabei um eine „Krankheit“, die sich nur besser situierte Leute leisten können. Die französischen Ärzte stellen fest, daß während der Alkoholisismus in den unteren Volksschichten von Jahr zu Jahr abnimmt, in Kreisen der sogenannten Gesellschaft der Verbrauch konzentrierten Alkohols in der Form von Schnäpjen immer mehr steigt. Es gehöre heute zum guten Ton in jedem Hause, das etwas auf sich hält, daß der Hausherr sich vor seinen Gästen als „Mixer“ betätige und sie womöglich mit einer in Farbe und Geschmack ganz neuen, raffinierten Schnapsmischung, vornehm „Cocktail“ genannt, überrasche. Das eifrige Ausprobieren der „Neuheit“ gehört natürlich ebenfalls zum guten Ton und Schnapsräusche sind konsequenterweise bei Männlein und — Weiblein durchaus zeit- und stilgemäß. Charakteristisch für diese neue Mode ist ein Witz, den der berühmte Pariser Karikaturist dieser Tage im „Guingoire“ veröffentlicht hat. Eine junge Dame kommt in ziemlich schwankendem Zustande nachhause. „Aber Fräulein“, ruft entsetzt die alte Haushälterin, „was würde Ihre Mutter sagen, wenn sie Sie in diesem Zustande sähe“. „Ach, die Mutter“, lacht die Tochter, „helfen Sie ihr doch lieber, sie kommt ja nicht mal mehr auf allen vieren die Treppe herauf“. . . . Ja, wenn die Mutter mit der Tochter . . . Frankreich scheint reif für die Prohibition.



Lustige Rundschau



* Sieb und Stich. Ein Holzbein hatte Talleyrand zwar nun nicht, aber man kann es nicht leugnen: er hinkte fürchtbar. Madame de Staël, die ihn nicht „riechen konnte“, lief ihm über den Weg und fragte spöttisch: „Wie geht's, Monsieur?“ Aber Talleyrand blickte ihr nur melancholisch in die schielenden Augen: „Wie Sie sehen, Madame!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seple; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann & Co., beide in Bromberg.